

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner  
(Fortsetzung.)

Für Hermann Reiskner wurde sie der Mensch, dessen Einfluß so stark und so zauberhaft auf ihn war, daß er nichts schuldiger wünschte, als ihm zu unterliegen.

Er bot sich ihr vorbehaltslos an. „Wollen Sie mich?“ sagte er zu ihr. „Nehmen Sie mich. Ich bin Ihr Sklave. Ich tue, was immer Sie von mir verlangen.“

„Was?“ fragte sie.

„Was?“ antwortete er in einer heißen Aufwallung seines Mutes, das zum ersten Male einen gebieterischen Hoang auf ihn ausübte, das schwer und wie gebunden in seinen Adern kochte und bereit war, alle Gefühle zu sprengen.

Er erlag widerstandslos ihrem Bann. Er ging in einer süß-schweren Trauer umher, glücklicher als je zuvor in seinem Leben und sich doch des Unheils dumpf bewußt, in das sie ihn allmählich einspann.

Er litt, aber liebte sein Weiden. Es bereitete ihm Qualen, wenn er sah, wie andere sich an ihr entzündeten, aber er hätte doch nicht leben mögen, wenn sie nicht die geliebte wäre, die die Männer brauchte, um froh zu werden, wenn sie litten. Die Eifersucht war der Atem, der seine Leidenschaft zu immer heftigeren Flammen entfachte.

„Es quält Sie, wenn ich andere liebe.“ sagte sie zu ihm, mit einem Lächeln, das sich hingab, „andere, alle — nur Sie nicht?“

„Es quält mich, ja.“

„Warum dulden Sie es?“

„Was kann ich tun?“ fragte er bestürzt.

Sie sah ihn eine Weile stumm an, so, daß er es begriff, wenn andere, wie es hieß, sich um sie ruiniert hatten. „Was Sie tun sollen? Sie sind kein Mann, wenn Sie so fragen. Etwas, das mir zeigt, daß Sie meiner wert sind. Nicht nur meiner: überhaupt einer Frau! Bisher waren Sie das nicht.“

„Wie?“

„Nein. Damit man eine Frau erringe, muß man zeigen, daß sie einem alles gilt. . . . Wieviel gelte ich Ihnen?“

„Alles.“

„Beweisen Sie es mir. . . . Schlagen Sie, — schlagen Sie — Ihren Nebenbuhler aus dem Felde. Ihn. Den einen.“

Sie sprach das Wort „schlagen“ leise aus, zog es hin und gab ihm einen Ton, der in seiner Grausamkeit etwas Liebloses hatte. Er sah Blut, aber es schien ihm, als ob es zwischen jungen Blümen rönne. Gar nichts Abschreckendes hatte das, dafür viel, das ihn reizte, sich um seine Sinne wie ein süßer Duft legte.

Von diesem Tag an haßte er sie, weil er wußte, daß er sie würde lieben müssen, was immer sie ihm auch antäte. Und von dieser Stunde an wurde es ihm zur Gewißheit, daß

jener Mann, jener andere, jener eine, den sie meinte und von dem er wußte, daß sie ihn liebte, ihm verfallen war. Und von diesem Augenblick an, da er sich über dies im klaren war, blühte ein seltsames Gefühl in ihm auf, ein Gefühl des Mitleids mit diesem Fremden, so, als beobachtete er es, daß er ihn, der von ihr verurteilt und der ahnungslos war, töten mußte. . . .

Es kamen Tage, an denen sein Blut so ungestüm nach ihr verlangte, in so weher, blutiger Glut, daß er das Gefühl hatte, jedes Verbrechen, auch des abscheulichsten, fähig zu sein. Dann wurde es dunkel vor seinen Augen und eine Stimme schrie ihm heiser zu: „Alle, eise, — denn du hast keine Zeit!“

Unablässig grübelte er darüber nach, wie er zu seinem Ziel gelangen könnte, mit einem Schlag, über Nacht.

Mitten in der Arbeit konnte ihn dieser dunkle Drang anfallen, so daß er stöhnend aufschah und stundenlang abweisend vor sich hinarrte. „Wie?“ jagten unablässig die Gedanken in ihm. „Wie?“

Er erfaßte die unmöglichsten Gelegenheiten und Situationen, Duelle, Ueberfälle, heimtückische Morde.

Und er trat zitternd vor sie hin, vor sie, die ihn zum Bösen trieb, und suchte in ihren Augen. Diese sprachen, indem sie schwiegen. Und sie schenken sich ihm ganz, ganz und gar, in all ihrer rätselvoll lockenden Tiefe. „Tue es,“ schmerzelten sie, „du tust es für mich!“

Da überraschte den Schwankenden ein Zufall, als wäre er eine Schidung. Unermutet stand er dem Mann, der ihm im Wege war, gegenüber, nachts, in der hellen Beleuchtung des Flurs in der Wohnung Lenas.

Er erstarrte, als er ihn sah.

Sein Atem stand still, und vor seinen Augen kreisten rote Räder. Alles Blut, stieg ihm zu Kopf und machte ihn trunken.

Drinnen wartete sie.

Er sah ihr Lächeln, fühlte ihr Locken und sehnte sich namenlos nach den Armen, die ihn umfassen sollten, um ihn für immer zu binden.

Da hob er mit einem Lachen, das voll hallender Freude war, voll Befriedigung und voll Befreiung, die Waffe, die er ständig bei sich trug, und richtete sie auf den Mann, der zurückwich, in Todesangst, schreiend, die Arme vor das Antlitz haltend, um dem Anblick des scheinbar Wahnsinnigen zu entgehen.

Und plötzlich krachten die Schüsse, rasch hintereinander, hart, das Hell-Dunkel mit metallener Schärfe durchschneidend. . . .

Aber die Schüsse weckten ihn auf.

Wo war er? Was hatte er getan?

Er stand sich selbst plötzlich wie einem Unbekannten gegenüber, befah sich, bestaunte sich und gewann doch keine Klarheit über sich.

Er starrte auch auf sie, die aus dem Zimmer stürzte,

wie auf eine Fremde, verwundert, feindselig, aber jetzt völlig ohne Haß und ohne Liebe.

Sie war blaß, jedoch ihre Augen leuchteten. „Sie,“ rief sie laut und fast und so grausam, daß er vor ihr erschrock, „Sie, — was haben Sie getan?“

„Getölet,“ sagte er milde, wie erschöpft von einer Anstrengung, die Jahre gewährt hatte.

„Rein,“ häute sie ihn, „er lebt!“

„Er lebt?“

In ihrer Stimme war derselbe Jubel wie in der Geste, mit der sie jetzt den Getöleten umring. „Stümper!“ schrie sie. „Narr! Mörder!“

Die Worte trafen ihn, als kämen sie aus weiter Ferne, sein ganzes bisheriges Leben winkte ihm aus dieser Ferne zu, vor ihm enteilend, während er zurückblieb, in einem neuen Leben, das er noch nicht kannte, dessen Schrecklichkeit er aber ahnte, unter Menschen, die ihn nun hielten, fesselten, mit sich fortzuschleppen.

Der Direktor legte das Manuskript weg und sah den Pastor an.

Dieser schien geniert und unschlüssig, wie er sich zu verhalten habe. Wieder rieb er seine gepflegten Hände. „Ja,“ sagte er schließlich und dehnte die Worte, „so, wie Sie das lesen, ist es ein Roman.“

„Es ist die Wahrheit,“ entgegnete der Direktor, „nur mit mehr Wärme gesehen, als ein Gerichtshof sie aufbringt.“

Der Pastor wuschte diese Worte mit einer frommen Geste gleichsam aus. „Sie haben recht,“ sagte er friedfertig und machte doch zugleich ein unmahbares Gesicht, „der Mann war kein Charakter, er verdiente seine Strafe.“

„Fünf Jahre, die er als ein Verrennender und Gebrochener entgegennahm, um sich bald darauf mit seinem Schicksal zu versöhnen.“

Der Direktor zündete sich eine neue Zigarre an und gab seinen Stimme etwas Rässiges, als verachte er den Mann, über den er sprach. „Wie jedem Einfluß, so unterlag Herrmann Reizner sehr schnell auch dem des Gefängnisses. Das Gefängnis modelte ihn um, wie ihn jenes Weib umgemodelt hatte: aus einem Mörder wurde ein Böser. Er, der nie ein starkes Ich besessen hatte, besaß auch hier keines und nahm gern jenes Ich an, das man hier von ihm verlangte. Deshalb wurde er ein Mustergefangener. Und so geht er übermorgen in die Freiheit, um dort von dem, dem er zuerst in die Hände fällt, wieder ein neues Ich zu erhalten.“

„Wobei wir hoffen wollen, daß es ein gutes Ich sein wird,“ sagte der Pastor mit Nachdruck. „Aber Sie sprachen noch von einem zweiten Fall — dem Fall —“

„Behrens,“ nickte gelassen der Direktor, sog nachdenklich an seiner Zigarre, griff nach dem zweiten Manuskript und las:

### 3. Kapitel.

Am einem heißen Augustnachmittag des Jahres 1898 hatten zwei Boote, die auf der Hamburger Außenalster fuhren, einen aufregenden Anblick.

Etwas einen halben Kilometer von ihnen entfernt schwamm ein drittes Boot, dessen Insassen zwei Männer waren, deren heftige Gesten darauf schließen ließen, daß sie erregt miteinander stritten.

In dem einen der zwei zuschauenden Boote saß ein junger Mann, ein Handlungsgehilfe, der seinen freien Nachmittag dazu benützt hatte, mit seinem Freund und dessen Braut, die sich in dem anderen Boot befanden, auf der Alster zu rudern.

Dieser junge Mann ließ nun die Ruder sinken, richtete sich auf, zeigte auf die in der Ferne Streitenden und sagte lachend: „Was ist nur haben!“

In dem gleichen Augenblick aber stieß er einen lauten Schrei aus.

Die beiden in dem fernen Boot waren plötzlich aufgesprungen, hatten sich gepackt und rangen wütend miteinander.

Das dauerte kaum einige Sekunden. In demselben Moment, da der junge Mann seinen Schrei ausstieß, hatte der eine der ringenden Männer den Gegner fest umschlungen, hielt ihn eine Weile fest und schleuderte ihn sodann mit einer furchtbaren Kraft aus dem Boot, um sich gleich darauf mit feberhafter Eile auf die Ruderbank niederzuwerfen und dem nahen Ufer zuzurudern.

Der Hinausgeworfene schien entweder kein Schwimmer oder durch den Schreck gelähmt zu sein. Man sah nur eine Spanne Zeit seine Arme aus dem Wasser austauschen. Dann versank er in der Tiefe.

Den Zuschauern hatte das Entsetzen zunächst den Atem verkölagen. Sie erholten sich nur langsam und sahen einander ratlos an. Das junge Mädchen brach in ein hysterisches Schluchzen aus und barg das Gesicht in den Händen. Den jungen Männern, die schwach und furchtsam waren, standen Schweißperlen auf der Stirn.

„Man mühte doch,“ stammelte endlich der Handlungsgehilfe, „man mühte.“

Er vollendete nicht, sondern ergriff die Ruder und ruderte, von den beiden anderen gefolgt, auf jene Stelle zu, an der der unbekannte Mann untergegangen war.

Inzwischen war der Mörder mit seinem Boot schon bis ans Ufer gelangt, wo er an Land sprang und sein Boot im Stich lassend, rasch laufend im Geleise verschwand.

Die Verfolger, die noch immer eine wahnsinnige Angst lähmte, setzten ihm zaghaft nach, so, als fürchteten sie, das Ufer früher zu betreten, ehe er weit von ihnen weg war.

Dieser Fall trat auch ein. Als ihre Füße den festen Boden berührten, war von dem Entflohenen längst nichts mehr zu sehen. Er war verschwunden.

Erst jetzt kam ein fieberhaftes Leben in die kleine Gruppe.

Sie schrie, lief planlos umher und tat nichts von dem, was nötig gewesen wäre. Bis schließlich der Handlungsgehilfe doch auf den Gedanken kam, Hilfe herbeizuholen.

Aber diese kam viel zu spät. Der Ertrunkene war nicht mehr zu retten. Und von dem Entflohenen hatte man keine Spur.

Erst am nächsten Tag gelang es, die Leiche des Ertrunkenen zu bergen.

Und das Erstaunen war groß, als die Papiere, die man bei dem Toten fand, ergaben, daß er ein angesehenen Bürger der Stadt war, der Makler Justus Blümmer, ein vierzigjähriger Mann, der seit fünf Jahren mit einer jungen, schönen Frau in kinderloser Ehe lebte.

Nachdem die Staatsanwaltschaft am Ort des Verbrechens — denn ein solches nahm man ohne weiteres an — den Tatbestand aufgenommen hatte, gab sie den Toten frei und man schaffte ihn in die Wohnung Blümmers, in der die junge Frau, verstört und doch zugleich gekost, schon wartete. Lucie Blümmer war in der Tat eine Schönheit, die aufstiel.

Sie war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Ihr Haar zeigte jenes berückende Rotblond, das zu flammen scheint, wenn die Sonne darauf scheint, ihre großen grauen Augen drückten Müdigkeit aus, Müdigkeit und Melancholie, und um ihre Lippen lag ein Zug, der, gleichsam erstarrt, von einem Schmerz erzählte, der es aufgegeben hatte, zu hoffen. Sie entstammte einer verarmten Adelsfamilie und war nur deshalb die Frau Blümmers geworden, weil ihre Eltern es wünschten. Das war kein Geheimnis.

(Fortsetzung folgt.)

## Zu Merseelen.

Eine kulturgeschichtliche Betrachtung.

Von Dr. J. Stanjel.

(Nachdruck verboten.)

Stell auf den Tisch die dastehenden Messen,  
Die letzten roten Aßern trag herbei —

So hebt das bekannte Merseelengebiet des größten und geistreichen Livorer Dichters Hermann Gilt an, das schnell Gemeingut aller Deutschen geworden ist. Reimt die protestantische Kirche auch keinen Merseelentag, da sie die Lehre des Begegners nicht übernommen hat, so hat das Gilmische Gedicht immerhin dazu geführt, dem katholischen Gedanken auch in religiös anders gerichteten Kreisen unsere Anteilnahme zu wecken. Wie tief die Gilmischen Verse ins Volk gedrungen sind, zeigt wohl am besten die stets wiederkehrende Schlußzeile des Gedichtes: „Wie einst im Mai“, die längst zum geläufigsten Wort geworden ist. Andererseits aber hat der gemüthliche Ton leider gar bald launische Naturen zum Travestieren verleitet; den Reim „Messen — reden“ durch Scherzreime zu ersetzen, ist geradezu zum Gesellschafts-spiel geworden. Nebenbei sei erwähnt, daß Paul Lindau in dem vor kurzem erschienenen zweiten Bande seines autobiographischen Werkes „Mein Erinnerungen“ ähnlich berichtet, er habe mit Otto Erich Hartleben einen ganzen Abend damit verbracht, immer neue Reime auf „Messen — reden“ zu finden. Man mag dies im Hinblick auf den merseelischen Gedanken des Gedichtes

nicht immer schon **fein**; doch zeigt es wiederum dafür, wie tief das Lied sich in jedes deutsches Seele gesungen hat.

Die **Wiederkehr** der Erinnerung, die es wiedergibt, leidet von selbst zu kulturell-ethischen Erinnerungen hin.

„Es blüht und fuchelt heut' auf jedem Grabe“

so beginnt die dritte Stroche des Gedichtes und führt uns mitten in fröhliche Volksgänge hinein, wie sie in manden katholischen Gegenden unseres Vaterlandes noch heute Sitten sind. Dort gilt es als eine fromme Pflicht, am Allerheiligentage die Gräber der lieben Entschlafenen mit Blumen und brennenden Lichtern zu schmücken. Wer einmal an einem solchen Abend einen katholischen Kirchhof gesehen hat, der wird lange nicht das zauberische Bild vergessen, das ihm im Glanze des von tausend und aber tausend Lichtern erhellenden Gottesackers erschienen ist. Mit Blumen und Kränzen schmückt man ja in protestantischen Gegenden bei uns am Totensonntag die Gräber der verstorbenen Angehörigen ebenfalls, aber dieser erste Abend tritt wohl zurück hinter der Blumenpracht, die der Allerheiligentag auf katholischen Kirchhöfen entfaltet. Besonders gilt dies von Tirol. Hier pflegt man die Gottesäcker an diesem Tage so festlich zu schmücken, daß sie an Mäurenreichtum fast mit dem Frühling wetteifern. So erklärt es sich, daß die letzten Blumen des Herbstes, die kuffenden Aeschen und die letzten roten Aern für den Tiroler Tiroler Hermann v. Gilm das Wahrzeichen des Allerheiligentages geworden sind.

Noch eine besondere Bedeutung weist er diesen Tage durch den Vers an:

„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei.“

Wer mit den Sitten und Bräuchen des Tiroler Volkes und Landes vertraut ist, wird dem Sinn leicht erkennen. Von alten Sitten deutscher Sprache hat sich hier am längsten und am stärksten bis heute der Brauch erhalten, der vor Jahrhunderten überall in unserem Vaterlande gebräuchlich war, daß am Allerheiligentage die armen Seelen aus dem Fegefeuer auf die Erde kommen, um an diesem einzigen Tage im ganzen Jahre von ihren Qualen auszuruhen. Das Tiroler Landvolk hält noch ganz allgemein an der Anschauung fest, daß vom Mittagsläuten am Allerheiligentage bis zum Festläuten des folgenden Allerheiligentages die armen Seelen aus dem Fegefeuer freigelassen werden. In Südtirol glaubt man, daß sie sich unter den Dächern der Erde aufhalten; im Alpenland wird daher am Abend des Allerheiligentages, der ja der Vorabend des Allerheiligentages ist, ein Totenfest auf dem Herde angezündet. Es sollen nun die armen Seelen kommen und sich ihre Brandwunden mit dem geschmolzenen Fett befeuchten. In anderen Gegenden Tirols läßt man am Vorabend des Allerheiligentages besondere Nachen für die armen Seelen auf den Dächern die Nacht über stehen und heizt die Stube, damit sie sich die Nacht über wärmen können. Anderswo wiederum genießt man an diesem Abend kalte Milch, damit sich die armen Seelen abkühlen. Manche Leute glauben noch heute fest und fest daran, daß sich im Mitternacht vom Allerheiligentage zum Allerheiligentage die Geister aus der Gemeinde in der Kirche versammeln und daß vor ihnen der verstorbene Pfarrer einen richtigen Gottesdienst mit einer Predigt abhalte. Anderswo wieder heißt es, daß die armen Seelen in dieser Mitternacht „am Opfer“ in die Kirche gehen und daß dieerzigen von ihnen, die ihre Strafe überstanden haben, aus dem Fegefeuer in den Himmel aufgenommen werden. Man beginnt auch dem Glauben, daß jemand, der in der Allerheiligentage zwischen 11 und 12 Uhr eine Totenbrot dreimal um die Kirche herumziehe, sich wünschen könne, was er wolle, und daß es ihm zuteil werde. Dazu sind allerdings zwei Personen notwendig; eine von ihnen muß die Bahre ziehen, die andere muß mit dem Kreuzschlüssel oder einem Stod aus Weisensholz dreimal auf die Bahre schlagen, um die armen Seelen, die sich auf die Bahre setzen wollen, zu vertreiben.

Auch in anderen Gegenden des deutschen und des ehemals deutschen Gebietes, so in Flandern, Böhmen, der Steiermark, Dänemark usw., hat sich im Volksglauben Ähnliches bis zum heutigen Tage erhalten. Da nach dem in Flandern allgemein verbreiteten Volksglauben mit dem Abendläuten am Allerheiligentage die armen Seelen aus dem Fegefeuer auf die Erde kommen, darf man um diese Zeit in und um Antwerpen herum weder Türen noch Fenster heilig zuschlagen, um keine Seele zu verlesen. Sobald am Vorabend des Festes Allerheiligentages die Glocken zu läuten beginnen, drückt sich in den holländischen Städten alles nach Hause, um den Abend still im Familienkreise zu verleben und für die Toten zu beten. In Westflandern errichten die Kinder des Abends neben der Haustür auf der Straße kleine Altäre, indem sie Kerzen oder kleine Madonnenbilder zwischen brennende Kerzen auf Stühle oder Schenkel setzen, und bitten Vorübergehende um einige Geldstücke zu Nutzen für die Seelen im Fegefeuer. Denn am nächsten Morgen ist es in ganz Flandern Sitte, kleine, mit einem Kreuz verzierte Brötchen zu backen, die siebenbröckle, Seelenbrötchen, genannt werden. Sie werden heiß gegessen, und man spricht bei jedem ein Gebet für die armen Seelen im Fegefeuer. Der fromme Maube sagt, daß man dadurch so viele Seelen erlöse, als man Brötchen ist. In Antwerpen tut man etwas in die Seelenbrötchen, um damit die Plammen des Fegefeuers anzudeuten. Darin, daß sich die Bräuche des Allerheiligentages in Flandern mit so vielen deutschen Bräuchen dieses Tages, und namentlich denen in Tirol, begeben, hat man eben

den besten Beweis für die deutsche Zusammengehörigkeit des holländischen Landes mit Deutschland.

Der Vers **„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“**, hat also auf den Totensonntag am Allerheiligentage Bezug, dessen Bedeutung aus früherer Zeit sich noch am deutlichsten in Tirol erhalten haben. Die Blumen, mit denen man die Gräber der Angehörigen schmückt, die Lichter, die man auf den Gräbern anzündet, weisen auf die eintägige Totenfeier hin, deren Ursprung man in der heidnischen Vergangenheit unseres Volkes sowie anderer benachbarter Völker zu suchen hat. Noch deutlicher läßt sich dieser Zusammenhang aus den Bräuchen holländischer Länder am Allerheiligentage erkennen. Dort trägt man noch heute vielfach am Vorabend des Tages Speisen auf die Gräber und stellt brennende Lichter daneben. An die Stelle der Speisen sind also bei uns die Blumen getreten; daß aber auch in Deutschland einst Speisen zum Totenopfer gehört haben, zeigen deutlich die noch in Tirol und Flandern vorhandenen Bräuche, in denen „Seelenbrot“ eine Rolle spielen.

Das kirchliche Fest Allerheiligentage, an dem in den katholischen Kirchen für alle abgestorbenen Gläubigen Massentagen, verbandt seine Entstehung dem im Jahre 1049 gestorbenen frommen Abt Dilo von Clugny. Er hatte es sich und seinen Mönchen zur wichtigsten Aufgabe gemacht, für die armen Seelen im Fegefeuer zu beten, und ordnete daher für seinen Cluniacenser-Orden im Jahre 998 an, daß an jedem 2. November das Gedächtnis der verstorbenen Gläubigen begangen werde. Diese Einrichtung fand bald in der gesamten katholischen Kirche Aufnahme und hat sich ohne ein besonderes Gesetz dauernde Geltung verschafft.

### Luther als Musiker.

Will man sich das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit lebendig vorzugenwärtigen, so sollte man nie unterlassen, nach ihrem Verhältnis zur edlen Tonkunst zu forschen. Diese sachte Dinge der Seele eines Menschen entschlüsseln sich erst in seiner Beziehung zur Musik; überhaupt ist das Maß einer Persönlichkeit, die die Musik liebt und übt, in Haltung und Farbe ganz anders als das eines „Amateurs“. Luther war mit der Frau Musica gleichsam verschwägert; durch sein ganzes Leben hat sie ihre Blüten gewirkt, und selten hat sie einen herrlicheren und trauernden Bereich gehabt als den Reformator. Schon in früher Jugend trat der Bergmannssohn der Tonkunst nahe, wie er als Knabenknabe singen ging. Das Singen dieser Knaben war damals nicht der recht primitive Vortrag ihrer heutigen Nachfahren, sondern es war ein Teil schwerer Sätze des kanonischen oder gar des kontrapunktischen Gesanges, die auszuführen waren, und so ist Luther schon in seiner Jugend mit ernstem und andrucksvollen musikalischen Aufgaben vertraut geworden. Zur Kunst des Gesanges hat er später die des Lautenspiels gefügt; die Baute war zu seiner Zeit das beliebteste Instrument für Hausmusik, das erst seit dem 17. Jahrhundert nach und nach vor der Orgel hat zurücktreten müssen. In wolle Blüte trat aber Luthers Musikpflege erst, nachdem er sich den eigenen Verd gograndet hatte. G. Wagnersohn gibt in seinem wohlunterrichteten und hübsch zusammenfassenden Schriftchen: **Luther als Musiker**, das er bei Müller u. Frölich in München erstanden hat, ein ansiehendes Bild des Musiklebens im Hause Luthers. Wenn die Abendmahlszeit eingenommen war, dann trat Frau Musica die Herrschaft an. Dann holte der Hausherr selbst die Stimmgabel, die „Barres“, aus seiner Studierstube, und ein lustiges Musikieren hob an, dem sich selbst der gestellte und gelehrte Magister Melanchthon nicht immer entschieben konnte, obgleich ihm das Singen manchmal sauer ankam. Luther identet einer Tenor gehabt zu haben; seine Stimme war aber nicht etwa groß und voll, sondern, wie er selbst sagt, eine „kleine laubere Stimme“. Aber seine Freude, seine große Freude hatte er an der Hausmusik; sauer konnte er genug davon bekommen, und es stimmte ihn festlich im Geiste, wenn Distanz und M. Tenor und Bass fleißig und kunstvoll zusammenklangen — „etliche Säue“ ließen freilich dabei auch mit unter.

In den Betrieb der Hausmusik bei Luther eröffnet uns der sogenannte **Lutherlieder** einen Blick, eines von jenen Stimmbüchern, aus denen bei Luthers Abendmahlen gesungen wurde, und das sich glücklicherweise bis heute erhalten hat. Es ist gegenwärtig im Besitze der Verlagsbuchhandlung von Heinrich Mann in Dresden und umfaßt 137 verschiedene Tonsätze, die eine Auslese aus der musikalischen Literatur der vorhergehenden und damaligen Zeit, einen wahren Königskranz von prachtvollen kirchlichen Tonweisen darstellen. Der Lutherlieder enthält nur eine der vier zusammengehörigen Stimmen, allerdings die wichtigste; den cantus firmus, den Tenor; wenn aber Luther verstand, nach diesen Noten zu singen, so muß er recht sehr musikalisch gewesen sein und eine gründliche theoretische Schulung besitzen haben. Das wird auch durch das Zeugnis seines Hausfreundes Haysberger bekräftigt, der erzählt hat, daß Luther Fehler im kantigerechten Satze entbeht habe, ja sogar sie zu berichtigten imstande gewesen sei.

Viel umstritten ist die Frage, wie weit Luther sich auch selbst schöpferisch als Tonsetzer betätigt hat. Daß ihm der Reiz des Tonssetzens kommt, sagt außer Frage; doch hat die Forschung den Beweis der Werke, die dem Reformator zugeschrieben sind, nicht und nach deutlich bewegt. Die Sicherheit aber bleibt ihm das

"Luther'sches" ein feste Burg — damit aber freilich auch eine der köstlichen Seiten in unserer Lutherkunde. Neuerdings hat Professor O. Richter in Dresden auch festgestellt, daß nicht nur das Metrio, sondern auch der mehrstimmige Satz von „Non moriar sed vivam“ von Luther selbst herrührt. Was die Meister in der Musik schufen, darauf blühte er mit unanger Berechnung und mit dem Gefühl zurückhaltender Bescheidenheit. So bewunderte er z. B. den Louisdorfer Ludwig Seufel in hohem Grade, und als man einmals „etliche Quartetten“ dieses Meisters gesungen hatte, da rief er aus: „Eine solche Mutele vermöchte ich nicht zu machen, wenn ich mich auch strengen sollte.“ Man führt diesem Ausspruch an, wie bewundernswert Luther der Mann erschien, der seinem Herzen in ehler Tonsprache Lust machen konnte. Auch ihm ist die Musik Herzensbedürfnis und Herzgestroß gewesen, und in einfachen Worten hat er ihr ein hohes Loblied gesungen: „Musica ist das beste Balsam eines betrübten Menschen. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht seine geistliche Beute. Man muß Musica von Not wegen in den Schätzen behalten, und ein Schulmeister muß singen können, sonst ist er nicht an Könige, Fürsten und Herren wäßen die Musica erhalten.“

**Vermishtes.**

\* Luther- und Melancthon-Handschriften in Riga. Durch die Eroberung Rigas sind einige Luther- und Melancthon-Gründerungen wieder zugänglich geworden, die lange in russischer Hand waren. In der Rigaschen Stadtbibliothek werden nämlich einige Luther- und Melancthon-Handschriften aufbewahrt, worüber der bekannte Informations- und Literaturgeschichtler D. Glemen, dem man in jüngerer Zeit eine Reihe von glücklichen Funden und Mitteilungen aus baltischen Archiven verdankt, in der „Witauer Zeitung“ nähere Mitteilungen macht. Von Luther werden in der Stadtbibliothek drei Schriftstücke aufbewahrt; das eine ist ein Brief, den Luther am 25. August 1540 an den Rat von Riga geschrieben hat; der Inhalt ist seine Empfehlung des Magisters Engelbert Schellen, der als Nachfolger von Andreas Knopfen an die Petrikirche gerufen worden war. Der zweite Lutherbrief, ein Testierbrief an den vom Teufel übel geknagten Georg Sorathaus in Hannover, ist nur eine Abschrift, das dritte Stück jedoch ist wieder eine alte Handschrift Luthers, und zwar der Erbvertrag zwischen den Lutherischen Geschwörnen vom 10. Juli 1534. Nach allerhand Streitschriften hatte Luther selbst diesen Vertrag aufgesetzt. Daß der zuerst erwähnte Lutherbrief, der ja nach Riga gerichtet war, sich heute dort befindet, ist nicht weiter verwunderlich; wie aber kommt Luthers Erbvertrag ins Baltische? Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Lutherhandschrift gleichzeitig mit einer Melancthon-Handschrift dorthin gelangt, einem an König Christian III. von Dänemark gerichteten Brief, der aus Witauerg vom 16. Januar, doch ohne Jahreszahl datiert ist, und, wie der Inhalt schließen läßt, im Jahre 1516 geschrieben ist. Diese Melancthon-Handschrift und der Lutherische Erbvertrag tragen beide den gleichlautenden Vermerk: „Gedrukt meines Oheims, des Past. em. Benjamin Bergmann d. 6. Nov. 1852.“ Beide Schriftstücke müssen aus dem gleichen deutschen Archive stammen; beide sind nämlich zuerst veröffentlicht durch Johann Peter von Ludewig, den berühmten Rechtsgelahrten, der 1704 zum Archivar am Magdeburger Archiv ernannt wurde und 1743 in Halle starb. Er hat nicht nur das Magdeburgerische Archiv durchsichtigt, sondern auch Studienreisen nach Göttingen gehabt, die Archive von Slettin, Halberstadt, Dessau und verschiedenen sächsischen Städten zu besuchen. Glemen nimmt an, daß die beiden Schriftstücke ursprünglich dem Anhaltischen Gesamtarchive zu Dessau angehört haben.

\* Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang. Man schreibt bekanntlich Luther den Spruch zu: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebentlang.“ aber es fragt sich, mit welchem Recht, und die Antwort lautet, er ist nicht sein Urheber. Es ist jedoch sehr interessant zu verfolgen, wie sich die falsche Meinung eingebürgert konnte. Die Verse finden sich zuerst 1775 in dem von Heinrich Boh herausgegebenen „Wandsbeter Boten“ mit der Angabe von Luthers Verfasserschaft und gingen zwei Jahre später in den Possiden Musenalmanach über. Als der Theologe Petrus Schmidt Hof. Vorworte macht, daß er zu Luther als Autor genannt habe, konnte dieser seine Angabe nicht begründen und verteidigen und man meint, daß er einfach ein italienisches Sprüchwort: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang (carlo), ist entweder ein Narr oder Heiliger (santo)“ frei überjert habe. Ein Einklang an den Spruch findet sich allerdings bei Luther, nämlich in der als Serotina bezeichneten handschriftlichen Sammlung von Tischreden. Theodor Pantenbach und Wolter haben da aus dem Jahre 1536 folgendes scherzhaftes Gespräch verzeichnet: „Morgen muß ich über die Trunkenheit des Nara lesen, also werde ich heute abend tüchtig trinken, damit ich aus Erfahrung über das böse Ding reden kann.“ „Keineswegs“, sagte Doktor Cordatus, „sondern das Gegenteil muß geschehen.“ Da sprach Luther: „Man muß ja einem jeden Lande sein Gebrechen rügen halten. Die Böhmen trinken, die Wenden stehen, die Deutschen sanken getroß. Denn, lieber Cordate, wie wollt Ihr

jetzt anders einen Danken vorhin, denn ebriolate, prädestimata, qui non diligit musicam et mulieres? (Als durch Trunkenheit, zumal einer solchen, der Witz und Frauen nicht geru hat.) Das würde allerdings heißen, daß nach Luthers Ansicht die Deutschen jene Dretheit lieben, die sangen aber, die von Gesang und Weib nichts wissen wollen, wenigstens den Wein.

\* Der Wettbewerb um eine neue Nationalhymne. Wie der „Berl. Lok.-Anz.“ berichtet, sind in dem Wettbewerb um eine neue deutsche Nationalhymne 200 Gedichte eingegangen, die von sieben, in verschiedenen Städten wohnenden Sachverständigen geprüft werden.

**Bücherlich.**

— Der Völkerring. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. D. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 143/144, Preis je 40 Pfennig. — Die Darstellung des Krieges über das rein Tatsächliche hinauszuheben, ihr die Farbe und Frische des persönlichen Erlebnisses zu verleihen, war von jeher die besondere Aufgabe, die sich die Serie des „Völkerring“ gestellt und die sie mit immer vollkommeneren Mitteln und Methoden erfüllt haben. Man darf auf Grund ihrer Leistungen sagen, daß sie für die populär-wissenschaftliche Geschichtsdarstellung des Krieges einen neuen, wohl anzunehmenden Weg gefunden haben. Die Vorzüge dieser besonderen Art treten bei der Schilderung des italienischen Krieges im vierten Kriegshalbjahr (Februar bis August 1916) in sehr anziehender Weise hervor. Selbst das Leben der an und für sich schon sehr schätzenswerten Zusammenstellung der österreichisch-ungarischen Generalstabsmeldungen ist, man darf geradezu sagen, spannend und reichlich gemacht durch geschickte Parallelen aus den italienischen Leistungen und Erwerbungen von Seiten des K. K. Kriegsdienstjournals. Was dann aber an Einzelheiten über die Kämpfe auf der blutgeprägten Hochebene von Doberdo, über den Lavantzerkrieg, die Luftkämpfe im Hochgebirge, gegeben wird, erhebt sich zu glänzenden Leistungen. In vollkommenem Einklang mit dem Wort steht in diesen Heften das Bild: nicht weniger als 16 Abbildungen, im Vergleich dazu ebenso abwechslungsreich als vorzüglich in der Ausführung, schmücken jedes Heft. Der in Heft 144 beginnende Darstellung der österreichischen Offensive vom Mai 1916 ist ein literarisches Lästchen beigegeben.

— In der Nr. 3877 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Beilage J. J. Weber) liest Dr. Karl Peters, wohl der gegenwärtige beste Kenner des Engländertums, einen beachtenswerten Beitrag „England im Weltkrieg“. Des Verfassers augenscheinlich gegenüber betont Dr. Peters, daß nicht der Ausbruch mit uns, sondern die Vernichtung des Deutschen Reiches das Ziel der britischen Politik ist. Ueber „Die jüdischen Lehren im Judentum“ handelt Richard Veitling in einem illustrierten Aufsatz. Seine Erfahrungen über „Stadtfinder in Danzig“ schildert Paul Georg Münch in einem mit Zeichnungen Erich Gruners geschmückten Artikel. Der Verfasser gibt dann seine Eindrücke von einer Reise durch Deutschland wieder, die er im Auftrag verschiedener Behörden unternommen hat, und über die Stadtfinder, die auf dem Lande als Sommergäste unterbracht waren, vom pädagogischen Standpunkte aus zu berichten. Den Wert der Schulbuchfrage legt Prof. Dr. Mann an der Hand eines reich illustrierten Beitrages über die im Kaiserlich-Preussischen Reich in Berlin veranstaltete Ausstellung über Pocken und Typhus dar. Die Sammlung gotischer Schulpturen Dr. Carl Wiggers in München würdigt Gerhard Bevering in einem ebenfalls mit vielen Abbildungen versehenen Artikel. Das erste Wartburgfest am 18. Oktober 1817 bringt Dr. W. Brauns Müller in einer anziehenden Weise in Erinnerung. Der Krieg kommt in Zeichnungen von Paul Henschel, Richard Mann, Theo Matejko, Georg Krethschmar sowie in einer Reihe photographischer Aufnahmen von den verschiedensten Kriegsschauplätzen zur lebendigen Auffassung.

— Die Weltliteratur, Heft 43: Friedrich Gerstäcker: Der tote Chauffeur-Einnehmer.

**Teiltrüffel.**

Querst was fort trägt nach unserm Begeh,  
Was viel auch bringt von lernerher.  
Sodann, was der Frie er, der Peter spricht,  
Zum Schluß das Ende vom jüngsten Gericht.  
Dies Alles vereint steht hoch und fest  
Und trägt des Künstlers Wert aus West. — 11.  
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:  
B. Kc7, Da8, Ld3, Sd7, e8, Te6, Bb6.  
Schw. Kg8, Dd4, Ld2, Sb5, Te2, h8, Bb3, e3, f4, g, h7.  
1. Da1 Da1: 2. Te3, De3: 3. Lef4 De4: 4. Sd: f4 Matt.